

**Magda von Garrel**

## **Mit den Augen eines Kindes**

### **Kinderkulturen, Armutslagen und Unterrichtsbedingungen im Generationenvergleich**

Berlin, Juni 2009

#### **Inhaltsübersicht**

##### **1. Vorwort**

##### **2. Mit den Augen eines Nachkriegskindes**

2.1 Freizeit    2.2 Familie    2.3 Schule

##### **3. Mit den Augen eines Unterschichtkindes**

3.1 Freizeit    3.2 Familie    3.3 Schule

##### **4. Vergleiche aus kindlicher Sicht**

4.1 Lebensbedingungen    4.2 Verhaltensweisen

##### **5. Auswertung aus Sicht eines Erwachsenen**

5.1 Erziehungsmythen    5.2 Fördermythen

##### **6. Zusammenfassung und Ausblick**

#### **1. Vorwort**

So erstaunlich es klingen mag, ist der hier vorliegende Beitrag als Alternative zu einem Leserbrief entstanden. In der Sache ging es um einen Kommentar zur Erhöhung der Bildungsausgaben („Noch mehr Geld für Bildung lohnt sich nicht!“), der aus dem Mund eines (inzwischen ehemaligen) Berliner Politikers stammte. Bei der anschließend im Internet darüber geführten Diskussion gab es immerhin so viel Zustimmung (Tenor: Früher gab's doch auch keine Probleme mit den Kindern!), dass der Gedanke an eine sofortige Stellungnahme ziemlich nahe lag.

Doch dann gewann eine andere Überlegung die Oberhand: Was wäre, wenn man sich auf einen ernsthaft betriebenen Vergleich zwischen den Armutslagen der Nachkriegszeit und der Jetztzeit einließe? Schnell kam ein weiterer Gedanke hinzu: Es müsste doch besonders interessant sein, wenn dieser Vergleich aus einer kindlichen Perspektive heraus angestellt würde.

Nachdem diese beiden Überlegungen als Arbeitsgrundlage feststanden, wurde schnell deutlich, dass einige Einschränkungen erforderlich sein würden. Der Vergleich konnte sich nur auf deutschstämmige Kinder beziehen und ließ sich auf der Grundlage eigener Erfahrungen lediglich als ein auf den Westen Deutschlands bezogener Vergleich durchführen.

Schließlich mussten auch die gesellschaftlichen Entwicklungen, die sich zwischen der Nachkriegs- und Jetztzeit vollzogen haben, erst einmal ausgeblendet werden. Im Rahmen der zuletzt aus erwachsener Sicht vollzogenen Auswertung ergibt sich der eine oder andere Zwischenbezug aus der Erörterung vermutlicher oder tatsächlicher Ursachen.

Der vorliegende Aufsatz widmet sich zunächst der Darstellung der unterschiedlichen Armutslagen (Kapitel 2 und 3), wobei jeweils auf die zentralen Bereiche kindlichen Erlebens (Freizeit, Familie, Schule) Bezug genommen wird. Kapitel 4 ist den Vergleichen aus kindlicher Sicht vorbehalten, während es im Kapitel 5 um eine Auswertung aus erwachsener Sicht geht. Der im Kapitel 6 mit der Zusammenfassung verknüpfte Ausblick enthält einige über die hier behandelten Themen weit hinausgehende Aussagen, die aber in Anbetracht möglicherweise noch schlimmerer Fehlentwicklungen im Bildungsbereich durchaus angebracht sein dürften.

Von Anfang an war klar, dass die Berufung auf die „guten alten Zeiten“ keine ausreichende Grundlage für aktuell zu realisierende Veränderungsvorschläge sein kann, weil sich derartige Vorstöße schon allein wegen des unterschiedlichen Ausbreitungsgrades der Armut (Mehrheit – Minderheit) von selbst verbieten. Dennoch hat sich die Beschäftigung mit den zeitversetzten Kindheitsverläufen als sehr aufschlussreich erwiesen und zwar vor allem im Hinblick auf eine kritische Durchleuchtung alter und neuer Grundüberzeugungen, die hier als Erziehungs- und Fördermythen bezeichnet werden.

Beim Abfassen der aus kindlicher Perspektive beobachteten Sachverhalte ist es bewusst nicht zu kindertümelnden Erzählungen gekommen. Das Schauen „mit den Augen eines Kindes“ bedeutet hier, sich darauf zu konzentrieren, was Kinder erleben, wahrnehmen und fühlen. Eben das, was für Kinder aller Zeiten und aller Kontinente eine Rolle spielt und sie stark oder schwach werden lässt.

## **2. Mit den Augen eines Nachkriegskindes**

### **2.1 Freizeit**

Das aus Sicht der Kinder positivste Merkmal der Nachkriegszeit war die ihnen zur Verfügung stehende Vielzahl an Spielplätzen. Dazu zählten Kiesgruben, Trümmergrundstücke und Baustellen ebenso wie Obstgärten, Äcker, Wiesen und Wälder. So gut wie nichts war umzäunt und die Eltern beließen es in aller Regel bei – eher selten befolgten – Ermahnungen. So konnten die Kinder die verrücktesten Mutproben ersinnen und unbehelligt durchführen.

Die unbändige Spielfreude wurde hin und wieder ein wenig getrübt durch Bauchschmerzen, die nach dem Verzehr wild wachsenden Rhabarbers oder unreifen Obstes auftraten. Ebenfalls eher unangenehm waren die elterlichen Aufträge, die manchmal während der Streifzüge erledigt werden mussten. Dazu gehörte vor allem das Sammeln von Bucheckern, Pfifferlingen und Blaubeeren. Noch unbeliebter war das Aufsammeln der als Brennstoff begehrten Tannenzapfen, weil dafür immer so große Behältnisse mitgeschleppt werden mussten. Aber man freute sich dann doch, wenn die Eltern zufrieden waren.

Uneingeschränkt freiwillig erfolgte die Mithilfe bei der Getreide- oder Kartoffelernte. Das Gefühl, hoch oben auf einem Anhänger mit einem ums Handgelenk geschnallten Messerchen die Garben aufschneiden und anschließend in die Dreschmaschine werfen zu dürfen, war

einfach erhebend. Den Reiz der Kartoffelernten machten die auf dem abgeernteten Feld angezündeten Kartoffelfeuer aus.

Aber auch die Stadtkinder konnten sich austoben. Straßen, Gehwege und die Keller der neu gebauten Siedlungen waren ebenfalls wunderbare Spielplätze. Die immer zweiseitig begehbaren Keller eigneten sich hervorragend für Versteckspiele oder wilde Verfolgungsjagden. Auf den Straßen konnte Fußball oder Federball gespielt werden, ohne dass die selten auftauchenden Autos zu einer Spielunterbrechung geführt hätten. In solchen Fällen war es schließlich möglich, mal kurz auf die Gehwege auszuweichen.

Für Klimmzüge standen Teppichstangen zur Verfügung, die sich aber auch gut für das Anbinden von Seilen eigneten, wenn einmal nicht genügend Kinder Lust auf Seilspringen hatten.

Großer Beliebtheit erfreuten sich die Murmelspiele, bei denen man ganz schön gewinnen oder verlieren konnte. Und wenn an manchen Tagen keiner an Murmeln gedacht hatte, machte das auch nichts, weil dann immer noch auf diverse Stöckchenspiele zurückgegriffen werden konnte. Aufwändigeres Spielzeug (wie z. B. Drachen oder Pfeil und Bogen) wurden in den Anfangsjahren noch selbst hergestellt. Zu den ersten nicht selbst hergestellten (bzw. herstellbaren) Spielzeugen gehörten die von den Mädchen bevorzugten Hula-Hoop- Reifen. Industriell fabriziertes Kleinspielzeug gab es schon relativ früh. Viele Jahre lang wurden die Margarinebehälter mit zusätzlichen Kunststoffgürchen ausgestattet, während andere Anbieter die Käufer mit Sammelbildchen oder -quartetten lockten.

Die Schuhhersteller bedruckten ihre Kartons so, dass diese in auseinander gefalteter Form Spielbretter ergaben. Beim Kauf einer bestimmten Schuhmarke wurden den Kindern außerdem kostenlose Comic-Heftchen („Lurchi“) in die Hand gedrückt, die zwar ganz gern mitgenommen wurden, aber doch nicht so beliebt waren wie die Micky-Maus-Hefte. Diese Art der Lektüre wurde von Eltern und Lehrern gleichermaßen missbilligt, wobei sich die Begründungen deutlich voneinander unterschieden. Die Lehrer betrachteten die Hefte vor allem als Schundliteratur, während sich die elterliche Ablehnung – ähnlich wie bei den Kaugummis – stärker auf den US-Ursprung bezog.

Bei der großen Anzahl an Kindern, die sich regelmäßig draußen trafen, blieb es nicht aus, dass auch der Tauschhandel blühte. Dabei ging es nicht nur um doppelte Sammelbildchen oder Briefmarken, sondern z. B. auch um die Abgabe eines Messers zum Erhalt der damals so beliebten nachgemachten Filmschnipsel, auf denen (ganz klein, aber in Farbe) bekannte Schauspieler zu sehen waren.

Die Freizeit ließ sich allerdings auch auf eine ganz andere Art und Weise verbringen. Recht beliebt war der Aufenthalt in der Nähe von Handwerkern, die gegen leichte Hilfsdienste nichts einzuwenden hatten. Auf dem Land gab es vereinzelt sogar noch richtige Schmieden, aber auch die Städte hatten in handwerklicher Hinsicht nicht nur Bäcker und Schlachter zu bieten. Vor allem in der Bekleidungsbranche waren handwerkliche Berufe (Schuster und Schneider) noch stark vertreten. Die größte Gruppe bildeten allerdings die Bauhandwerker, die so interessante Tätigkeiten ausführten wie Beton mischen, Mauern hochziehen oder Dächer decken. Ebenso anziehend waren die anschließenden Richtfeste, die aber leider meistens nur in den Ferien beobachtet werden konnten.

Zu den anfänglich rein städtischen Attraktionen gehörten die ersten Kaufhäuser (mit Rolltreppen!), die ersten Münzfernsprecher, die ersten Eisdielen, die ersten größeren Jahrmärkte sowie die ersten – allerdings regional begrenzten – Karnevalsfeiern. Und natürlich

war der in einer Stadt gastierende Zirkus größer, bunter und schöner als alles, was in dieser Beziehung auf dem Land geboten wurde. Dafür konnten die Dorfkinder die (Wieder-)Entstehung der ersten Schützen-, Trachten- und Volkstanzvereine miterleben und – manchmal schon in der einen oder anderen Weise kostümiert – an den Umzügen teilnehmen. Nicht weniger aufregend waren die ersten „richtigen“ Filmvorführungen, für die es in den Dörfern allerdings noch keine festen Zeiten und Häuser gab.

Für fast alle Nachkriegskinder galt, dass sie nur wenig oder gar kein Geld zur freien Verfügung hatten und dem entsprechend stets auf das Wohlwollen der Eltern angewiesen waren. Das vereinzelt schon gezahlte Taschengeld war so gering, dass es auf Anraten der Eltern lieber gleich gespart wurde. Die damals in vielen Kneipen angebrachten Sammelkassetten dienten demselben Zweck, waren aber natürlich für die Erwachsenen bestimmt.

Der Mangel an verfügbarem Geld wirkte sich in keiner Weise auf die Beziehungen der Kinder untereinander aus. Freundschaften konnten und mussten auch nicht erkaufte werden, da auf den Straßen und Plätzen stets so viele Kinder präsent waren, dass immer eine riesige Auswahl zur Verfügung stand. Ohnehin traten Rivalitäten nur äußerst selten auf und hielten auch nicht lange vor, weil von Seiten der anderen Kinder sofort eingegriffen bzw. vermittelt wurde.

Anders verhielt es sich, wenn eine richtige Prügelei in Gang gekommen war. In solchen Fällen bildete sich schnell ein Kreis faszinierter Zuschauer, die unter lautem Zurufen für die eine oder andere Seite Partei ergriffen. Sobald jedoch ein Gegner am Boden lag, war die Sache schlagartig vorbei und es wurde – in der Regel ohne weitere Verhöhnung des Unterlegenen – weitergespielt.

Die in einigen Elternhäusern schon ziemlich früh ausgesprochene Ermahnung, sich von bestimmten Kindern möglichst fernzuhalten („Spiel’ nicht mit den Schmuttelkindern!“), blieb außerhalb des elterlichen Einflussbereiches ziemlich unbeachtet. Unerwünschte Spielkameraden konnten aus Sicht der Eltern Kinder von „Stempelgeldempfängern“ [der Empfang von Arbeitslosenunterstützung wurde in ein Büchlein eingestempelt], aber auch Scheidungskinder oder Kinder von Vertriebenen sein. Mit einer eigenen Scheu wurde lediglich den (praktisch nur in Städten anzutreffenden) Hilfsschülern begegnet, von denen es hieß, dass sie schrecklich dumm seien.

## **2.2 Familie**

Zu Hause herrschte ein strenges Regiment mit klarer Rollenverteilung: Die Mutter war die für die gesamte Hausarbeit zuständige Hausfrau und der Vater war der Haushaltsvorstand. Auch wenn die Kinder diesen Begriff kaum kannten, war doch immer klar, wer das letzte Wort hatte. In Gesprächen mit Nachbarinnen begannen die Mütter ihre Sätze oft mit: „Mein Mann sagt auch, ...“. Diese Einleitung wurde auch dann gebraucht, wenn es um alltägliche Banalitäten ging, so dass die zuhörenden Kinder den Eindruck eines allwissenden Vaters und einer ziemlich ahnungslosen Mutter gewannen.

Mit der Begründung, dass die Väter die „Ernährer der Familie“ seien, wurden ihnen viele Privilegien eingeräumt, die den gesamten Tages- und Wochenablauf durchzogen. Um nur einige Beispiele zu nennen: Die Väter mussten sich nie selbst ihre Brote schmieren bzw. belegen, morgens wurden ihnen die Kleider für den jeweiligen Tag herausgelegt, und abends standen die für den Feierabend bestimmten Hausschuhe schon bereit. Während der

Sonntagsmahlzeiten war es selbstverständlich, dass die Väter gleich zu Beginn die besten und leckersten Stücke erhielten.

Mit Ausnahme von Schichtarbeitern, Ärzten usw. waren die Väter immer zu denselben Zeiten präsent. Versetzungen, die eine längere Abwesenheit der Väter zur Folge gehabt hätten, kamen nur selten vor. Während der Urlaubszeiten hielten sich die Väter – nicht unbedingt zur Freude der Kinder – fast ganztägig zu Hause auf. Die (noch sehr seltenen) Urlaubsreisen wurden nach demselben Muster verbracht, so dass der Hauptunterschied zum gewohnten häuslichen Leben lediglich in einem Ortswechsel bestand.

In Erziehungsfragen bekamen die Kinder immer wieder drei Sätze zu hören. Die Mütter forderten die Väter auf: „Sprich jetzt mal ein Machtwort!“ Verhielten sich die Kinder weiterhin „uneinsichtig“ und „bockig“, folgten meistens Ohrfeigen und/oder andere Schläge. Für diese Fälle hatten die Väter zwei Sätze parat: „Wer seine Kinder liebt, der züchtigt sie!“ und „Verhauen/Verprügeln hat noch keinem geschadet!“. Beliebte häusliche Erziehungsmittel waren auch bizarre Drohungen wie z. B. die, dass die Hand der Mutter aus dem Grab herauswachsen würde, wenn das Kind ungehorsam bliebe. Am allerschlimmsten – und auch nicht von allen Eltern praktiziert – war das Eingesperrtsein in einem dunklen Keller, bei dem man jedes Zeit- und Raumgefühl verlieren konnte.

Auf der anderen Seite vermittelte das Elternhaus auch Sicherheit in Form regelmäßiger Mahlzeiten und streng eingehaltener Rituale. Man stand früh auf, ging früh zu Bett und nahm die Mahlzeiten immer ungefähr zur selben Zeit gemeinsam ein. Das Essen war fast immer frisch gekocht und frisch zubereitet, woraus aber auch ein Zwang zum (Auf-)Essen abgeleitet wurde. Wagte ein Kind, sich dagegen aufzulehnen, wurde es nicht selten so lange eingesperrt, bis es vor lauter Hunger bereit war, jeden Widerstand aufzugeben.

Eine andere Begründung für das rigore Vorgehen bestand in dem Hinweis auf die Schwierigkeiten bei der Beschaffung der Lebensmittel. Diese Begründung hielt sich sehr lange, obwohl die Einführung der Währungsreform schon längst zu einer deutlichen Verringerung der Abhängigkeit von den Bauern geführt hatte. Seither wurden die Dörfer regelmäßig von Händlern aufgesucht, die ihre in Kleinbussen mitgeführten Waren verkauften. Außerdem verfügten jetzt auch normale Haushalte über mehrere Beete, die vor allem mit Gemüse bepflanzt wurden. Für Kinder besonders anstrengend waren die mit der Gartenpflege verbundenen Tätigkeiten wie Hacken und Jäten.

Dafür mussten die in der Stadt lebenden Kinder ihren Müttern dabei helfen, die auf dem Wochenmarkt gekauften und nicht gerade leichten Obst- und Gemüseboxen nach Hause zu schleppen. Während der Einkochzeit schloss sich umgehend das eintönige und scheinbar nicht enden wollende Entkernen des Steinobstes an. Trotzdem war das Essen alles andere als abwechslungsreich. Vor allem morgens gab es oft wochenlang nur Brotsuppe, Marmelade und Kunsthonig. Einen besonders großen Seltenheitswert hatte die „gute“ Butter (d. h. Butter anstelle von Margarine), die deshalb – wie das Fleisch – nur besonderen Anlässen vorbehalten blieb. Zum Ausgleich möglicher Ernährungsmängel mussten die Kinder täglich einen Esslöffel voll widerlich schmeckenden Lebertrans schlucken.

Ohne ausreichende Kühlmöglichkeiten kam es gerade im Sommer immer wieder vor, dass Lebensmittel verschimmelten. In solchen Fällen wurde die sichtbar befallene Stelle einfach abgeschnitten und der verbliebene Rest verzehrt. Auch unter Kindern galt es als Sünde, Lebensmittel zu verschwenden oder gar wegzuworfen. Selbst die Verfütterung an streunende Hunde stieß nicht immer auf Verständnis. Das entsprach der Einstellung der Eltern, die

sämtliche Tiere nur nach deren Nützlichkeit beurteilten und somit auch nur äußerst selten zur Anschaffung eines Haustieres überredet werden konnten.

Zu den alltäglichen Ritualen kamen die – von den Kindern nicht unbedingt geliebten – Feiertagsrituale hinzu. Zwischen Sonntagsmahlzeit und Kaffeetafel lagen die gefürchteten Spaziergänge mit den Eltern. Zu diesem Zweck wurden die Kinder in eine Sonntagskleidung gesteckt, die auf keinen Fall schmutzig gemacht werden durfte. Außerdem war es enorm anstrengend, sich dem gemächlichen Tempo der Eltern anzupassen.

Im Norden Deutschlands gehörte der Kirchgang eher selten zu den sonntäglichen Ritualen. Stattdessen bekamen die Kinder häufiger zu hören, dass die Eltern nie ein Care-Paket [aus den USA] erhalten oder eine andere kirchliche Wohltat erfahren hätten. Trotzdem wurden fast alle älteren Kinder zum Konfirmationsunterricht geschickt. Am beliebtesten waren jene Pfarrer, die sich während dieser Zeit um besondere Freizeitangebote bemühten. Diesem Engagement verdankten damals viele Kinder die erste Reise ihres Lebens.

In den vor dem Konfirmationsunterricht liegenden Jahren beschränkte sich der Kontakt zur Kirche in der Regel auf den Weihnachtsgottesdienst am Heiligabend. Angesichts der vielen Kerzen und Besucher hatte dieser Kirchgang schon etwas Ehrfurchtgebietendes an sich und war somit als Einstimmung auf die nachfolgende häusliche Bescherung bestens geeignet.

Auf jeden Fall nahmen die Kinder die Geschenke immer mit großer Freude entgegen, wobei es keine Rolle spielte, ob die Geschenke eher praktischer Natur waren oder eher spielerischen Zwecken dienten. Viele Geschenke gab es ohnehin nicht, aber das galt für alle Kinder, mit denen man tagtäglich Kontakt hatte.

Das gleiche ließ sich auch von den Geburtstagen sagen, die man als Kind aufgeregt und manchmal sogar schlaflos herbeisehnte. Insgesamt enthielt dieser Tag sogar drei Höhepunkte: die gleich morgens auspackenden Geschenke, die Zubereitung des Lieblingsessens sowie die nachmittägliche Geburtstagsfeier. Die Geburtstagsfeiern bestanden aus zwei Hauptteilen: Zunächst wurde Kuchen gegessen und Kakao getrunken und dann ging es ans Spielen. Auf nahezu jeder Geburtstagsfeier wurde – und zwar mit nicht nachlassender Begeisterung – Blinde Kuh und/oder Topf schlagen gespielt. Im Gegensatz zu den anderen Spielen konnte man beim Topf schlagen sogar eine (unter dem Topf verborgene) Kleinigkeit gewinnen.

Wegen der vielen „Onkelehen“<sup>1</sup> fanden Hochzeiten nicht besonders oft statt. Wenn es aber doch einmal dazu kam, konnten die Kinder staunend beobachten, wie sich die Erwachsenen unter dem Einfluss von Alkohol veränderten. Selbst die eigenen Eltern schienen plötzlich lustig und gar nicht mehr streng zu sein. Außerdem war es schön, dass man immer irgendetwas in den Mund gesteckt bekam, bis einem schlecht wurde oder man ins Bett musste.

Während der gemeinsam mit den Eltern verbrachten Abende wurden meistens Brettspiele gespielt. Voraussetzung war allerdings, dass kein Besuch da war. Unter beinahe ständigem Besuch hatten vor allem die Kinder derjenigen Eltern zu leiden, die sich schon früh einen

---

<sup>1</sup> Aus Gründen der Aufrechterhaltung von eigenen Versorgungsansprüchen vermieden besonders Kriegerwitwen eine Wiederverheiratung. Um diese aus damaliger Sicht unmoralische „wilde Ehe“ vor den Kindern zu beschönigen, wurden die männlichen Partner dieser Lebensgemeinschaften als „Onkel“ bezeichnet, um sozusagen eine verwandtschaftliche als vorgeblich nicht-eheliche Lebensgemeinschaft für die Kinder unanständig erscheinen zu lassen.

Fernseher angeschafft hatten. Zu dem Bedauern über den immer häufiger werdenden Wegfall der im Familienkreis verbrachten Abendstunden kam der Lärm hinzu, der beinahe ungefiltert durch die hellhörigen Wände drang.

Die gemeinsamen Fernsehende fanden in der „guten Stube“ statt. Dabei handelte es sich um das vergleichsweise gut eingerichtete Wohnzimmer, das trotz der beengten Wohnverhältnisse nur zu besonderen Anlässen benutzt wurde. Für Kinder ziemlich unverständlich war, dass gerade dieses Zimmer ständig geputzt werden musste.

Das alltägliche Leben fand in der Küche statt. Hier stand der mit Holz, Kohle oder Torf zu befeuernde Herd, der vor allem im Winter gleich mehreren Zwecken diente. In dieser Zeit wurde auf dem Herd nicht nur gekocht, sondern auch das zum Waschen benötigte Wasser erhitzt. Außerdem gab es über viele Jahre hinweg keine andere Möglichkeit zum Beheizen der Wohnung. Später boten die nach und nach [im Westen] in Schnellbauweise errichteten Wohnungen der „Neuen Heimat“ [der Name des gewerkschaftseigenen Baukonzerns] schon ein wenig mehr Komfort. Dazu gehörten vor allem ein zusätzliches Kinder- und Badezimmer. In den Badezimmern standen große Wasserbehälter, die im Prinzip wie die Küchenherde erwärmt werden mussten. Sicherlich auch wegen des damit verbundenen Aufwandes war es damals üblich, sich nur einmal in der Woche zu baden. Während der Woche wusch man sich – und zwar von Kopf bis Fuß – am Waschbecken. Den größten Luxus stellten ohnehin die Inntoiletten dar, wenn man noch die zuvor gebräuchlichen Einrichtungen (Eimer für die Nacht, Außentoilette ohne Wasserspülung für den Tag) in Erinnerung hatte.

Die von den Kindern getragenen Kleidungsstücke bestanden vor allem in den Anfangsjahren aus umgearbeiteten Materialien. Kindermäntel wurden aus Uniformstoffen geschneidert und die neu gestrickten Pullover bestanden aus aufgeribbelter Wolle. Alles musste möglichst lange halten, weshalb die Mütter oft und lange mit Ausbesserungsarbeiten beschäftigt waren. Dasselbe galt selbstverständlich auch für die Bett- und Tafelwäsche. Überhaupt wurde nichts, was noch einigermaßen zu gebrauchen war, weggeworfen.

Dazu passte die damals hoch gehaltene Mentalität der Hortens. Zwar wussten die Kinder kaum etwas über den Korea-Krieg oder die staatlicherseits ins Leben gerufene „Aktion Eichhörnchen“, aber sie bekamen doch mit, wie die als lebensnotwendig erachteten Dinge in größerer Anzahl gekauft und dann weggestellt wurden.

In weltanschaulicher Hinsicht schien damals klar zu sein, dass es sich bei den Russen um ganz böse und bei den Amerikanern um ganz unbeliebte Menschen handeln musste. Die „Ostzone“ war irgend so ein nebulöses Gebilde, in dem die Bewohner festgehalten wurden. Manche Eltern fanden diesen Zustand teilweise ganz angenehm, weil auf diese Weise die „bucklige“ [lästige] Verwandtschaft mit dem mehr oder weniger regelmäßigen Verschicken von Päckchen und einer zu Weihnachten angezündeten und ins Fenster gestellten Kerze abgespeist werden konnte.

Hinsichtlich der damaligen Zeitgeschichte erfuhren die Kinder nur so viel: Unter Lebensgefahr hatten die Väter an einem schlimmen Krieg teilgenommen. In der Zeit danach gab es eine große Hungersnot, die von raffgierigen Bauern ausgenutzt worden war. Themen wie Nationalsozialismus oder Kriegsursachen blieben der Schule vorbehalten, die aber gerade in diesem Zusammenhang oft auch keinen besonderen Eifer entwickelte.

## **2.3 Schule**

Den Schulbesuch empfanden die Nachkriegsschüler als so selbstverständlich wie das Essen und Trinken. Dem entsprechend regelmäßig nahmen sie am Unterricht teil. Samstagsunterricht war obligatorisch, wurde aber in den ersten Klassen der Volksschule im Allgemeinen verstimmt durch „schöne“ Aktivitäten wie z. B. Malen, Singen oder Basteln.

Die meisten Lehrer traten sehr streng auf, wurden aber nicht durchgehend als unangenehm erlebt. Körperliche Strafen („Hintern versohlen“ oder Hiebe mit einem dünnen Rohrstockchen auf die Handinnenfläche) taten sehr weh und bedeuteten immer auch eine öffentliche Bloßstellung des so traktierten Schülers.

Als ausgesprochen Furcht erregend wurden jene Lehrer empfunden, die auf geräuschlosen Krepsohlen durch die Flure strichen und sich plötzlich wie aus dem Nichts drohend vor den Schülern aufbauten. Daneben gab es aber auch diejenigen Lehrer, zu denen man Vertrauen hatte und die man – zumindest in den Dörfern und Kleinstädten – mehrmals im Jahr nachmittags zu Hause besuchte.

Unabhängig vom tatsächlichen Verhalten wurde den Lehrern (die zu jener Zeit überwiegend männlich waren) zu Hause fast immer Recht gegeben. Dabei kam es gar nicht so selten vor, dass kindliche Beschwerden mit einer weiteren Tracht Prügel geahndet wurden. Aber selbst im Falle eines echten Verständnisses wären die Eltern nicht so weit gegangen, den Schulleiter zu informieren.

Stattdessen nahmen die Eltern regelmäßig an den Elternsprechstunden teil und hörten sich geduldig an, was die/der Lehrer/in zu sagen hatte. Fielen die Auskünfte negativer als erwartet aus, konnten sich anschließend viele Kinder auf eine besonders derbe körperliche Bestrafung gefasst machen. Ähnlich schlimm erging es ihnen, wenn die gefürchteten „blauen Briefe“ (Benachrichtigung der Eltern im blauen amtlichen Briefumschlag bezüglich eines „ungehörigen“ Verhaltens oder einer gefährdeten Versetzung) zu Hause eintrafen.

Angesichts der allgemeinen Hochschätzung erfolgreichen Lernens setzten sich selbst die hart bestrafte Kinder nur selten zur Wehr. In der Schule beschränkten sich die als Entlastung dienenden Streiche auf Handlungen wie das Nachäffen eines Lehrers oder das Verstecken eines aufgezogenen Weckers hinter einem Vorhang.

Die wenigen sich hartnäckig verweigernden Kinder wurden kurzerhand in Erziehungsheime gesteckt, von denen wir (erst) heute wissen, wie grausam ihnen dort jeder eigene Wille ausgetrieben wurde.

Die äußerlichen Rahmenbedingungen des damaligen Schulunterrichts sind rasch aufgezählt: große Klassen, notdürftig hergerichtete Räumlichkeiten und wenig Lehrer. Vom Lehrermangel ganz besonders betroffen waren die Dörfer, die deshalb oft nur Zwergschulen unterhielten. (Unter Zwergschulen verstand man Schulen, die aus nur zwei Räumen und Lehrern bestanden. Ein Lehrer unterrichtete in einem Raum die Klassen 1 – 4, während der andere Lehrer im zweiten Raum für die Klassen 5 – 8 zuständig war.)

Unter diesen Umständen mussten immer jeweils drei Klassen still beschäftigt werden. In der Praxis lief das auf ein stundenlanges Abschreiben oder das Abarbeiten ganzer Kolonnen von „Rechenpäckchen“ hinaus. Natürlich konnte man auch zuhören, was bei der gerade unterrichteten Klasse durchgenommen wurde und sich auf diese Weise so manches Wissensbröckchen schon mal aneignen.



Ein besonders in Zwergschulen häufig angewandtes Disziplinierungsmittel bestand in einer öffentlichen Vorführung, bei der die/der dazu verurteilte Schüler/in mit dem Gesicht zur Wand eine Stunde oder länger in der Ecke stehen musste. Auch Sitzenbleiben galt als Schande, weshalb die leistungsschwächeren und hinsichtlich der endgültigen Zensuren nicht vorinformierten Schüler den Zeugnissen förmlich entgegenzitterten. Sogar der Besuch eines (damals nur in Städten anzutreffenden) Kindergartens war mit Angst verbunden. Sobald ein Polizist gesichtet wurde, hieß es gleich, dass dieser einen bei der nächsten Unartigkeit mitnehmen und ins Gefängnis stecken würde. Wie zu Hause befasste sich ein anderer Drohkompex mit den Folgen einer angeblich immer möglichen Heimunterbringung.

Eine andere Übereinstimmung mit dem häuslichen Umfeld zeigte sich in der ständigen Aufforderung, sich dankbar und bescheiden zu verhalten.

Mit dem Übertritt in die Schule begann der Ernst des Lebens. Für die ersten Schreib- und Rechenversuche standen Schiefertafeln mit daran befestigten Schwämmchen zur Verfügung. Zur Freude der Schülerinnen und Schüler konnte man mit Hilfe des Schwämmchens jeden Fehler im wahrsten Sinne des Wortes mit einem Wisch wieder entfernen.

Sehr viel mühsamer gestaltete sich das Erlernen des Umgangs mit den Schreibfedern, die sich bei falscher Handhabung bzw. -haltung immer wieder im Papier verhakten und auf diese Weise hässliche Tintenleckse hinterließen. Bei den später benutzten Füllfederhaltern handelte es sich um Kolbenfüller, die bei Bedarf stets nachgefüllt werden konnten.

Solange die Schulen mit langen Sitzbänken ausgestattet waren, saßen 5 bis 6 Schüler nebeneinander wie in einer Kirchenbank. Jede Bank bildete die Hälfte einer durch einen schmalen Mittelgang getrennten Sitzreihe, so dass ganze Klassen in nur drei Sitzreihen untergebracht werden konnten. Frontalunterricht war unter diesen Bedingungen ebenso selbstverständlich wie unausweichlich.

In den größeren Städten herrschten schon die Zweiertische vor, die aber ganz ähnlich wie die langen Sitzbänke angeordnet wurden. Immerhin erhöhte sich in den so ausgestatteten Schulen die Zahl der Zwischengänge und damit der Bewegungsmöglichkeiten innerhalb des Klassenzimmers. Außerdem war eine Unterbringung mehrerer Klassen in einem Raum nicht länger möglich.

Die nicht allzu häufigen Klassen- oder Schulausflüge waren reine Wandertage, in deren Verlauf man – auf dem Land – Kaulquappen beobachtete, Pflanzen und Bäume bestimmte oder Singvögeln lauschte. Neue (d.h. den Schülern unbekannte) Spiele wurden nicht durchgeführt, so dass alles in allem das Schönste am Ausflug der Ausfall des normalen Unterrichts war. Im Vergleich dazu dürften die Ausflüge für die Stadtkinder interessanter gewesen sein.

Ansonsten bildete – in Norddeutschland – das Martinlaufen, bei dem die jüngeren Schüler von den älteren begleitet wurden, den alljährlichen Höhepunkt des Schullebens. Nach Beendigung des Umzugs versammelten sich alle Teilnehmer im Schulgebäude, um dort die ersungenen Gaben auf einen Haufen zu schichten. Danach bestand die Aufgabe der älteren Schüler darin, für eine gerechte Verteilung zu sorgen.

Während die Schulspeisungen schon relativ bald eingestellt wurden, liefen die medizinischen Untersuchungen noch jahrelang weiter. Einmal jährlich erschienen Ärzte bzw. Zahnärzte in

der Schule, um den Gesundheitszustand der Schüler zu überprüfen. Von den jeweiligen Untersuchungsergebnissen erhielten die Eltern umgehend Kenntnis, da die ausgefüllten Vordrucke zu Hause vorgelegt werden mussten. Im Zuge dieser Untersuchungen fanden auch regelmäßige Impfungen statt.

Schulbücher wiesen weder inhaltlich noch gestalterisch eine große Vielfalt auf und blieben außerdem jahrelang unverändert, so dass sie mehrmals hintereinander ‚nach unten‘ übergeben bzw. verkauft werden konnten. Ausgesprochene Leseratten hatten Glück, wenn sie in einer Stadt lebten, da städtische Bibliotheken zu den ersten öffentlichen Neueinrichtungen gehörten.

Dem gegenüber waren die auf dem Land aufwachsenden Kinder auf Eltern angewiesen, die ihnen entweder zusätzliche Bücher kauften oder Mitglied in einem Lesemappenzirkel waren. Auch wenn die Mappen im Falle eines niedrigen Abonnementspreises schon „uralt“ sein konnten, ließen sich die (manchmal heimlich) mitlesenden Kinder keinesfalls von dieser Lektüre abbringen. Das besondere Interesse der Mädchen galt den Versandhauskatalogen, die man ausschneiden und zu ganz eigenen Katalogkreationen wieder zusammenfügen konnte.

Das Schulsystem war so klar gegliedert, dass auch schon Kinder wussten, womit sie es zu tun hatten. Neben der Volksschule gab es die Mittelschule (Realschule) und die Oberschule (Gymnasium). Zusätzliche Hilfsschulen wurden – wenn überhaupt – zunächst in den Städten errichtet. Dem entsprechend kannten die Landkinder gar keine Hilfsschüler, von denen sie sich andernfalls – wie in den Städten – vielleicht abgewandt hätten.

Bis auf ganz seltene Ausnahmen waren die in der Nachkriegszeit lebenden Kinder mit den ihnen zugewiesenen Bildungswegen einverstanden. Schließlich konnten sie sich einigermaßen sicher sein, nach Beendigung der Schulzeit eine Anstellung bzw. einen Beruf zu finden. Für die Mehrzahl der Mädchen kam es ohnehin mehr darauf an, sich auf ihre zukünftige Rolle als Hausfrau und Mutter vorzubereiten.

Die wenigen jungen Lehrer, die es nach dem Krieg gab, fielen vor allem dadurch auf, dass sie Schulfilme besorgten und vorführten. Vor allem die auf dem Land lebenden Schüler verdankten diesen Filmen ihre ersten Kontakte zur „großen Welt“. Das filmisch dargebotene Repertoire umfasste neben Tier- und Pflanzenfilmen auch erd- und weltkundliche Themen (Beispiel: Das Leben der Indianer) bis hin zu sportlichen Themen (Beispiel: Olympische Spiele der Neuzeit). Außerdem befassten sich diese Lehrer hin und wieder schon mit zusätzlichen Aufgabenstellungen für besonders schwache oder besonders starke Schüler. Dafür lagen die meisten Verwaltungsaufgaben in alliierten Händen und viele Schulen waren noch so klein, dass sie nicht einmal über ein eigenes Büro verfügten.

Ältere Lehrer lehnten eine methodische oder inhaltliche Neuausrichtung oft ab. So kam es, dass sie für Unterrichtsinhalte mit einem unterschwellig vermittelten nationalsozialistischen Gedankengut standen. Den Schülern machte es natürlich nichts aus, Lieder wie „Ja, wir sind die Herren der Welt!“ zu schmettern und es fiel ihnen auch nicht schwer, das Schicksal der Juden für gerechtfertigt zu halten, weil diese den Mord an Jesus Christus begangen hätten. (In den höheren Klassen wurden die nationalsozialistischen Verbrechen durch Hinweise auf die „guten Seiten“ relativiert.)

Mehr oder weniger offen wurden Anschauungen dieser Art auch von den Eltern geteilt. Auf jeden Fall hieß es immer wieder, dass die Regierungsmitglieder bloße US-Befehlsempfänger

seien. Eine direkte Verherrlichung des Nationalsozialismus kam allerdings nur selten vor, aber dafür gab es eine übergroße Wertschätzung diverser Arbeitstugenden wie Pünktlichkeit oder Pflichterfüllung.

Die in jeder Beziehung etwas moderner eingestellten Lehrer (Kleidung, Ansichten, Berufsverständnis) bemühten sich um eine realitätsnähere Vermittlung der Zeitgeschichte und verbanden dies mit Aufforderungen zum eigenen Nachdenken. Derartige Angebote waren aber noch so selten, neu und unerwartet, dass die Schüler in der Regel nicht viel damit anzufangen wussten.

### **3. Mit den Augen eines Unterschichtkinds**

#### **3.1 Freizeit**

Im Vergleich zu den gut situierten und wohlbehüteten Kindern unserer Zeit steht den Unterschichtkindern noch immer relativ viel Spielfläche zur Verfügung. Zwar ist heutzutage (einschließlich vieler offizieller Spielplätze) so gut wie alles eingezäunt, was aber die älteren Kinder erst recht dazu animiert, verbotenes Terrain zu betreten. Auch die zu einem solchen Terrain gehörenden Mutproben haben nichts von ihrer Attraktivität verloren, wobei die heutigen Tapferkeitsbeweise oftmals viel gefährlicher, selbstzerstörerischer und nicht länger allein auf Jungen beschränkt sind.

Diesbezügliche Beispiele reichen von einem Festklammern an fahrende U-Bahnzüge bis hin zum Drogenmissbrauch in all seinen Facetten. Gerade in Unterschichtfamilien gibt es Fernseher, Video- und DVD-Geräte gleich mehrfach, so dass die Kinder stets einen eigenen Zugriff auf diese Medien haben. In zumeist unbeaufsichtigter Form sehen sie sich mit besonderer Vorliebe diejenigen Produkte an, die nicht für sie bestimmt sind. Obwohl sie sich vor einigen

Darbietungen anfangs noch ekeln, kommt es langsam zu einer Gewöhnung bzw. Abstumpfung. Schließlich wollen sie sich nicht sagen lassen, dass sie Weicheier seien. Außerdem entspricht die getroffene Auswahl ziemlich genau dem, was von den im Hause lebenden Erwachsenen konsumiert wird.

Jungen und Mädchen sind gleichermaßen davon überzeugt, dass es sich bei den gezeigten Inhalten um Darstellungen der Realität handelt. Im Laufe der Zeit bilden sich allerdings Unterschiede hinsichtlich der absoluten Favoriten heraus. Jungen sind dann mehrheitlich an *sex and crime* – Darstellungen interessiert, während Mädchen alles bevorzugen, was mit Schönheit und Laufstegen zu tun hat. Dabei lassen sie sich völlig kritiklos von einem Weiblichkeitsideal betören, dem sie zu ihrem Leidwesen in den allermeisten Fällen überhaupt nicht entsprechen.

Als Ausweg bleibt – und dies gilt wieder für beide Geschlechter – der Versuch, den eigenen Körper mit Hilfe von auffallenden Frisuren, Piercings und Tattoos aufzuhübschen. Bodybuilding gehört zwar auch dazu, ist aber weniger durchgängig beliebt, weil dieses Unterfangen nicht nur mit Geld, sondern auch mit Anstrengung und Ausdauer verbunden ist. Abhilfe versprechen kleine Stromstoßgeräte, die auf die Haut gesetzt werden und mit unterschiedlich einstellbaren Schmerzimpulsen für einen beschleunigten Muskelaufbau sorgen sollen.

Je nach Gruppen- oder Gangzugehörigkeit gilt das Hauptinteresse höchst unterschiedlichen Freizeitaktivitäten und -geräten, deren gemeinsames Merkmal in einer relativ leichten Zugänglichkeit besteht. Dazu gehören: (Tisch-)Fußball, Streetball, (Pool-)Billard, Skateboards, Inlineskates, Mountainbikes, Breakdance, Diskobesuche und Pokerrunden. Einiges hiervon wird in den wenigen (noch verbliebenen) Jugendzentren angeboten, während die anderen Interessen auf nicht immer legale Art finanziert werden (müssen) und/oder auch als solche schon illegal sind. Dazu gehören alle auf Verschandelung und Zerstörung abzielenden Aktivitäten, wobei darüber gestritten werden kann, ob Graffitis ebenfalls in diese Kategorie fallen.

Kinobesuche finden vorwiegend in Begleitung von Sozialarbeitern statt, die in etlichen Familien einmal pro Woche für zwei bis drei Stunden als Freizeitbetreuer eines bestimmten Jugendlichen in Erscheinung treten. Aus Sicht der Betreuten ist für die paar interessanten Stunden ein hoher Preis zu bezahlen. Immer wieder müssen sie sich anhören, dass Gewalt keine Lösung der Probleme ist. Richtig nervig wird es, wenn sich die Familienhelfer von den Lehrern bequatschen lassen und plötzlich anfangen, sich um die Erledigung der Hausaufgaben zu kümmern.

Derartige Bemühungen werden als genauso unsinnig empfunden wie die für die Eltern gedachten Ratschläge der „Psychos“ (Psychologen). Deren Auftreten schweiß – wenn auch nur kurzfristig – die Unterschichtfamilien zusammen und zwar nicht zuletzt im Hinblick auf den erfolgreichsten Abwehrmechanismus, der in einer behaupteten Einhaltung der gängigen Fürsorgemaßnahmen besteht. Das hierfür nötige Wissen haben die Kinder der Unterschichteltern bereits im Vorklassenalter erworben. Das ständige Gemeckere der „Tanten“ („Du musst dich an die Regeln halten wie alle anderen auch!“) hat zwar oft den Spaß verdorben, aber auch zu einer frühen Kenntnis der gern gehörten Aussagen geführt.

Festtage der jugendlichen (und teilweise auch kindlichen) „Chaoten“ sind der 1. Mai und Silvester. Besonders der 1. Mai erlaubt ein beinahe schrankenloses Ausleben des Zerstörungsdranges und verfügt zudem über andere hoch geschätzte Qualitäten. Zum einen ist man an diesem Tag mehr unter sich, und zum anderen verleiht die massive Präsenz der Polizei den in diesem Rahmen verübten Gewalttaten einen äußerst stimulierenden Kick. Das Besondere an Silvester ist die Möglichkeit, Böller und Feuerwerkskörper an hierfür nicht erlaubten Stellen zünden zu können.

Geburtstage werden weitaus seltener zelebriert und wenn es doch geschieht, finden die entsprechenden Feiern oft außerhalb statt (z.B. in McDonalds-Restaurants). Eine regelmäßige Beachtung ihres Ehrentages erfahren die Unterschichtkinder in der Schule, wodurch sie allerdings – vor allem während der ersten Schuljahre – in eine überwiegend unangenehme Situation geraten. Während die meisten anderen Kinder anlässlich ihres Geburtstages gleich mehrere Kuchen und Süßigkeiten mit in die Schule bringen, sind Unterschichtkinder oft schon froh, wenn es zum Verteilen einiger Kekse und Smarties reicht.

Ganz besonders peinlich wird es, wenn die Mitschüler nach den erhaltenen Geschenken fragen. Die Antworten beziehen sich dann zumeist auf ein aktuell hoch im Kurs stehendes Objekt. Da dieses jedoch nicht wirklich vorhanden ist, kann es in den darauf folgenden Tagen so lange zu mehr oder weniger gehässigen Nachfragen kommen, bis die Peiniger durch eine saftige Tracht Prügel mundtot gemacht worden sind.

In späteren Jahren (d.h. in Abwesenheit von Lehrern und besser situierten Mitschülern) arten die Geburtstagsfeiern in regelrechte Besäufnisse aus, die unter den ohrenbetäubenden

Klängen einer auf Höchstlautstärke gestellten Musik veranstaltet werden. Als besonders gelungene Feten gelten diejenigen, die mit einem nächtlichen Besuch der von empörten Nachbarn herbeigerufenen Polizei enden.

Die am häufigsten von der gesamten Familie ausgeübte Freizeitbeschäftigung ist der gemeinsame Besuch diverser Jahrmärkte. Dabei kommt es allerdings gar nicht so selten vor, dass schon kurz nach dem Betreten des Geländes wieder eine Aufteilung erfolgt: Während sich die Eltern im Festzelt die „Birne voll knallen“, kann sich der Nachwuchs, der bei dieser Gelegenheit auch über etwas mehr Geld verfügt, ohne jede Aufsicht nach seinen eigenen Vorstellungen amüsieren.

Zum Erstaunen der kommunalen Behörden werden die von ihnen herausgegebenen Ferienpässe trotz der vielen darin enthaltenen Attraktionen (Schwimmen, Reiten etc.) gerade von den besonders Bedürftigen kaum genutzt. Dabei ist das Interesse der Unterschichtkinder grundsätzlich vorhanden, aber drei Faktoren, deren Tragweite den Initiatoren bis heute offensichtlich nicht geläufig ist, sprechen dagegen: Schon für den Erwerb des Passes muss etwas bezahlt werden, die darin enthaltenen Angebote sind überwiegend nur bezuschusst (also nicht kostenfrei), und schließlich liegen viele Veranstaltungsorte außerhalb der Problemkiese. Die letztgenannte Tatsache verursacht nicht nur zusätzliche Fahrtkosten, sondern auch zusätzliche Ängste (vor fremden Gegenden und fremden Menschen).

Den an manchen Tagen einzigen Lichtblick vermitteln die Haustiere, von denen man beinahe bedingungslos geliebt, akzeptiert und respektiert wird. Da macht es dann auch nichts aus, wenn die Tiere von den ebenfalls nach Geborgenheit suchenden Erwachsenen oft besser gepflegt werden als man selbst. Trost in Büchern können Unterschichtkinder nicht finden. Selbst die von Lehrern ausgesuchten und ausgeliehenen Bücher helfen nicht weiter, weil man wegen der enormen Leseschwächen nur sehr langsam vorankommt und außerdem ständig gestört wird. Störquellen können sein: Quengelnde Geschwister, streitende Erwachsene, bellende Hunde, hupende Autos und – wenn auch nicht so bewusst – die permanent laufenden Unterhaltungsgeräte.

### **3.2 Familie**

Die für Unterschichtfamilien typische Beziehungsvielfalt hat zur Folge, dass die in einem solchen Umfeld aufwachsenden Kinder erst nach und nach verstehen, wer zum engeren Kreis der Familie gehört und wer nicht. Immer neue „Papas“ kommen und gehen, und manchmal kann einem nicht einmal die eigene Mutter sagen, welches ihrer Kinder von welchem Vater stammt.

Außerdem gehören zu den meisten „Papas“ auch noch viele Freunde, die oft zu Besuch sind oder gleich ganz einziehen. Wenn dann noch die ebenfalls zahlreichen Freundinnen der Mutter auf ein Schwätzchen vorbeischaun oder Zuflucht vor ihren prügelnden Ehemännern suchen, wird die Lage vollends unübersichtlich.

Für eine weitere Verwirrung sorgen die aus solchen Kontakten gar nicht so selten hervorgehenden Neuverbindungen, die schlimmstenfalls – vor allem in Verbindung mit einem (erneuten) Umzug – ein besonders brutales Abkappen der bei den Kindern ohnehin nur schwach ausgeprägten Wurzeln zur Folge haben. Fatalerweise kann aus derartigen

Erlebnissen die Bereitschaft erwachsen, sich den sexuellen Annäherungen der relativ liebevoll auftretenden „Onkels“ nicht (länger) zu verweigern.

Aber auch die von sexuellen Übergriffen verschonten Unterschichtkinder können kein normales Leben führen, da sie sich nicht einmal auf geregelte Mahlzeiten verlassen können. Das Frühstück fällt ohnehin meistens aus und das Mittagessen ist – wenn es noch keine stark bezuschusste Schulspeisung gibt – eine reine Glückssache. Wenn sich einer der Erwachsenen um die Mittagszeit zu Hause aufhält und noch über ein wenig Geld verfügt, werden die Kinder in den um die Ecke liegenden Laden geschickt.

Der ganze Einkauf besteht oft nur aus ein paar Flaschen Bier und einer Packung Nudeln. Zusammen mit Zucker oder Ketchup ergeben die Nudeln eine kurzfristig sättigende und für viele Kinder auch schmackhafte Mahlzeit. Wenig Interesse besteht an gemeinschaftlich eingenommenen Mahlzeiten, weil mit jeder weiteren Person die Portionen immer kleiner werden.

Zu den anderen Tageszeiten wird das Essen entweder erbettelt oder erpresst. An guten Tagen bekommt man eine Currywurst spendiert, wenn man die Mutter vom Kiosk abholt. Eine selbstständige Essenszubereitung kommt auch nicht in Frage, weil die paar im Kühlschrank gelagerten Lebensmittel tabu sind. Wer sich nicht an diese eiserne Regel hält, riskiert eine gewaltige Tracht Prügel. Dabei können die Mütter teilweise noch erbarmungsloser zuschlagen als die Väter oder Freunde.

Es gibt aber auch Familien (bzw. familienähnliche Gemeinschaften), in denen bis zum Überdruß gefuttert wird. Da es sich hierbei in aller Regel um minderwertige und kalorienreiche Lebensmittel handelt, bleibt es nicht aus, dass die so versorgten Kinder und Erwachsenen immer mehr in die Breite gehen und schon allein deshalb kaum noch Interesse für körperliche Aktivitäten aufbringen können. Das Gefühl für den eigenen Körper geht auf diese Weise verloren oder beschränkt sich auf die durch körperliche Misshandlungen oder eigenes Ritzen verursachten Schmerzen.

Mit der Kleidung verhält es sich ähnlich wie mit dem gemeinschaftlichen Essen: Je mehr Kinder da sind, desto weniger eigene Kleidungsstücke fallen auf das einzelne Kind ab. Hinzu kommt die Vererbung der Kleidungsstücke von oben nach unten, so dass sie beim letzten Empfänger schon mehr als ramponiert aussehen.

Auf Drängen der Kinder versuchen viele Unterschichtmütter aber auch, zumindest teilweise die etwas angesagteren Kleidungsstücke zu besorgen. In Anbetracht der finanziellen Verhältnisse müssen die entsprechenden Einkäufe in Billigläden getätigt werden. Den hier gekauften Kleidungsstücken ist die minderwertige Qualität (keine Markenklamotten) allerdings so sehr anzusehen, dass die Unterschichtkinder in den Schulen damit nicht punkten können.

Kleidung, die zuvor von fremden Menschen getragen worden ist, kommt nur selten als Alternative in Frage. So werden Flohmärkte meistens stärker von der Mittel- als von der Unterschicht besucht und auch die gänzlich kostenlos abgegebenen Kleidungsstücke finden oft nicht den erwarteten Zuspruch. Eine kontinuierlich steigende Nachfrage ist bislang lediglich bei der Essensausgabe und den speziell für Leistungsempfänger eingerichteten Weihnachtsmärkten festzustellen.

Kinder, die tatsächlich nur über jeweils ein tragbares Kleidungsstück verfügen (Hose/Hemd, Rock/Bluse, Schuhe/Strümpfe, Oberbekleidung und Unterwäsche), können ihre Kleidung nicht wechseln und müssen deshalb zu Hause auf das Ende eines Waschganges warten. Unter diesen Umständen ist auch ihr eigenes Interesse an einer regelmäßigen Reinigung der Kleidungsstücke nicht besonders groß.

Ohnehin wird in vielen Unterschicht Haushalten nur ein geringer Wert auf die Einhaltung hygienischer Mindeststandards gelegt. Daran ändern auch die diesbezüglichen Hänseleien der Mitschüler nur wenig oder gar nichts. Auch in anderen Fällen öffentlich monierter Erziehungs- und Fürsorgedefizite sehen die Unterschichtkinder keinen Sinn darin, sich mit ihren Müttern/Eltern anzulegen. Eine – meistens gewaltsame – Auseinandersetzung mit den Kritikern wird als ‚Problemlösungsstrategie‘ bevorzugt.

Nicht erworbene Ausbesserungsfertigkeiten sowie die auch allgemein vorgelebte Wegwerfmentalität führen dazu, dass eine Reparatur von Kleidungsstücken oder anderen Gegenständen gar nicht erst versucht wird. Eine Ausnahme bilden lediglich die Fahrräder, für die es mittlerweile aber auch schon viele schulinterne – und somit leicht verfügbare – Fahrradwerkstätten gibt.

Wenn für die Unterschichtkinder ausnahmsweise ein ganz besonderes Ereignis ansteht (z.B. Begräbnis oder Jugendweihe), wissen sie oft nicht, wie sie sich verhalten sollen. Die in solchen Ausnahmesituationen stark empfundene Unsicherheit wird häufig überspielt mit völlig unangemessenen Scherzen, die schnell zu öffentlich ausgetragenen Wortgefechten führen können.

Wenig erhebend fallen auch etliche Weihnachtsfeste aus, die – wenn sie schon als Anlass eines familiären Zusammentreffens genutzt werden – oft als Besäufnis und/oder Prügelorgie enden. Ohnehin beschränkt sich das Erleben des (vor)weihnachtlichen Zaubers auf die in der Schule angebotenen Aktivitäten. Unter solchen Bedingungen stellen die – zumeist auch noch dürftigen – Geschenke keinen nennenswerten Ausgleich für die vielen Enttäuschungen und Zurücksetzungen dar.

Wie andersartig die Lern- und Erlebniswelt der Unterschichtkinder aussieht, zeigt sich für Außenstehende am deutlichsten an der Nichtbeherrschung rudimentärster gesellschaftlicher Fähigkeiten. Dazu gehört die Unfähigkeit des richtigen Umgangs mit Messer und Gabel, was den besser situierten Schülern (z.B. im Rahmen von Klassenfahrten) immer wieder ein Anlass für Spott und Häme ist.

Deshalb sind es häufiger die Unterschichtkinder selbst, die eine Teilnahme an weiteren Klassenfahrten ablehnen. Ähnlich verhält es sich mit den gut gemeinten Bewerbungsübungen (vor allem im Zusammenhang mit dem Durchspielen von Vorstellungsgesprächen), die doch immer wieder nur das Ausmaß des Unwissens bezüglich der gesellschaftlichen Umgangsformen ans Tageslicht bringen.

Wer nicht weiß, dass man die Dame zuerst begrüßt, dass fremde Erwachsene nicht geduzt werden, dass man zu einem Vorstellungsgespräch nicht in dreckigen ‚Klamotten‘ erscheint, dass man sich auf einem Stuhl nicht herumfläzt etc. und dieses Nichtwissen anschließend gespiegelt bekommt, wird sich spätestens jetzt ganz sicher sein, dass er in einer anderen Welt mit anderen Regeln lebt.

### 3.3 Schule

Die meisten Unterschichtkinder wachsen mit der von den Eltern und Bekannten vertretenen Vorstellung auf, dass man mit Schulbildung nichts anfangen kann. Permanente Misserfolgserlebnisse und Verspottungen lassen außerdem ein als Isolationsverstärkung wirkendes Feindbild entstehen: Alle interessierten und fleißigen Mitschüler sind entweder Streber oder Schleimer, mit denen man nichts (mehr) zu tun haben will.

Bis zur Entwicklung aggressiver Verhaltensweisen in all ihren Erscheinungsformen ist es dann nicht mehr weit. Mit diesem Auftreten kann man sich wenigstens die dringend benötigte (Be-)Achtung relativ leicht verschaffen. Sollten die für körperliche Auseinandersetzungen erforderlichen Kräfte (noch) zu schwach sein, lässt sich in jedem Fall ein erhöhtes Maß an – wenn auch liebloser – Zuwendung erreichen.

Früher oder später ist es dann soweit, dass man dem Unterricht gar nicht mehr folgen kann und von den zu Hause vorgelebten Verweigerungsstrategien Gebrauch macht. Im harmlosesten Fall wird versucht, sich auch nach den Pausen den Kopf mit Musik vollzudröhnen. Wegen der verräterischen Kopfhörer bleibt dieser Versuch allerdings nur selten gänzlich unbemerkt. Mit der derzeitigen Entwicklung deutlich interessanterer und zugleich billigerer Handy-Spiele ist eine – komplett unter der Schulbank oder hinter einem aufrecht stehenden Ordner zu verbergende – Ablenkungsalternative aber schon in Sicht. Dabei dürften die in vielen Schulgeltenden Handy-Verbote erfahrungsgemäß kein echtes Hindernis darstellen.

Eine Verweigerung im sichtbarsten Sinne des Wortes ist immer dann gegeben, wenn es heißt: „Ich will das nicht! Ich mach’ das nicht!“ und daraufhin ein tatsächliches Nichtstun erfolgt. Sollte der Lehrer trotzdem auf einer Mitarbeit beharren, gibt es immer noch die Möglichkeit, das Arbeitsblatt zu zerreißen oder Stifte durch die Klasse zu werfen.

Die radikalste Form der Verweigerung stellt das Schulschwänzen dar, das sich über Wochen und manchmal sogar über Monate erstrecken kann. Ungeachtet aller Schulgesetze ist das lange Wegbleiben gar nicht so schwer zu bewerkstelligen, wenn man sich – wie das in dieser Beziehung meistens der Fall ist – darauf verlassen kann, dass Mütter/Eltern die von der Schule kommenden Ermahnungen bzw. Aufforderungen einfach ignorieren. Eine ebenfalls häufig mit Erfolg angewandte Taktik besteht darin, einen Arzt aufzusuchen, der bereit ist, eine schon länger andauernde Krankheit zu bescheinigen.

Auch das ständige Zuspätkommen kann Ausdruck einer Verweigerungshaltung sein. Lehrer, die sich darüber aufregen, werden mit Erzählungen über morgendliches Unwohlsein, betreuungsbedürftige Geschwister oder Verzögerungen im öffentlichen Nahverkehr hingehalten. Die Tatsache, dass die Verspätungen trotzdem in aller Regel sorgfältig notiert werden, lässt die Unterschichtkinder kalt. Da ihre Zeugnisse immer schlecht ausfallen, kommt es auf einen Schandfleck mehr oder weniger auch nicht an.

Nur das Sitzenbleiben ist ein wenig unangenehm, weil man sich dann wieder mit neuen Leuten auseinandersetzen muss. Andererseits gehören Sitzenbleiber beinahe automatisch zu den körperlich überlegenen Schülern, so dass die Machtverhältnisse oft schneller als zuvor geklärt werden können. Ansonsten bringt das Sitzenbleiben den davon Betroffenen rein gar nichts. Diese Maßnahme sorgt weder für eine verbesserte Lernfähigkeit noch für erträglichere Verhaltensweisen und stellt deshalb oft nicht mehr als eine Warteschleife vor dem Übergang zur Sonderschule dar.



Eine solche Entwicklung entspricht der Erwartungshaltung der meisten Unterschichtkinder. Schließlich sind viele Kumpels oder ältere Geschwister auch schon in einer Sonderschule gelandet, und die damit verbundene Perspektivlosigkeit ist ihnen ebenfalls vertraut. Dem entsprechend geräuschlos können viele dieser Abschiebeaktionen in die Wege geleitet und umgesetzt werden.

Daneben gibt es aber auch sehr engagierte schulische Gegensteuerungsversuche. Doch was soll ein Unterschichtkind, das viel Zeit für die Entwicklung eines tragfähigen Vertrauens benötigt, mit einer Betreuungsperson anfangen, die spätestens nach einem Jahr wieder abgezogen und/oder oft für Vertretungsstunden eingesetzt wird? Hinzu kommt, dass sowohl im Unterrichts- als auch im Betreuungsbereich kaum Männer arbeiten, so dass den aus der Unterschicht stammenden Jungen nur selten ein sozialverträgliches Rollenverständnis angeboten bzw. vorgelebt werden kann. Ein großes Manko besteht auch hinsichtlich des im ‚normalen‘ Unterricht integrierten Angebots an handwerklichen Fähigkeiten. Den in dieser Hinsicht oft recht begabten und/oder pfiffigen Unterschichtkindern wird so von vornherein die Möglichkeit genommen, sich wenigstens auf einem Gebiet als erfolgreich präsentieren zu können.

Ebenfalls nicht gerade förderlich ist der in fast allen Schulen (und Kitas) anzutreffende Lärm. Dabei spielt es keine Rolle, dass der Lärm oft genug von den Unterschichtkindern selbst ausgeht und zudem geradezu charakteristisch für ihr häusliches Umfeld ist. Gelingt es hin und wieder dennoch, einige Ruheinseln zu schaffen, sind es nicht zuletzt die Unterschichtkinder, die – nach anfänglicher Irritation – eine Unterbrechung ihrer ansonsten wahrhaft ruhe-losen Existenz zu schätzen wissen.

Zu den alltäglichen Problemen der Unterschichtkinder können auch lange Schulwege gehören, wenn hierfür keine Schülertransporte eingerichtet worden sind. Bus- und Bahnkarten werden zwar meistens bezuschusst, gehen aber bei nicht sachgemäßer Aufbewahrung häufiger auch verloren. In solchen Fällen sind lange Fußmärsche in Kauf zu nehmen, die aber gerade zu Beginn eines Monats gescheut werden. Wer trotz seiner Bewegungsunlust zur Schule gehen will, kann versuchen, den Busfahrer anzubetteln. Die kostenlose Mitnahme wird allerdings oft schroff verweigert, weshalb man sich genötigt sehen kann, schwarz zu fahren. Immerhin ist das hiermit verbundene Risiko nicht besonders groß, weil die Kontrolleure schließlich auch wissen, dass weder bei den Kindern noch bei den Erziehungsberechtigten etwas zu holen ist.

Nicht nur für Unterschichtkinder gilt, dass sie generell nur ungern zu Fuß gehen. Zum einen gilt das Laufen im Schrittempo als total uncool, und zum anderen kommt es wegen der mangelnden Übung tatsächlich schnell zu Ermüdungserscheinungen. Blasen und andere Fußbeschwerden entstehen meistens als Folge schlecht verarbeiteter und/oder schlecht sitzender Schuhe. Unter diesen Bedingungen kann heutzutage kaum noch von echten Wandertagen gesprochen werden. Umfasst das Tagesprogramm allerdings einen größeren Spielplatz, setzt sofort ein allgemeines Getobe ein. Demgegenüber kommen alle Versuche, die Schüler mit etwas mehr Kultur vertraut zu machen (Museums- und Ausstellungsbesuche) ganz überwiegend nicht gut an.

Den älteren Unterschichtkindern wird von den – zumeist schon betagteren – Lehrern oft vorgehalten, dass sie gar nicht wüssten, wie gut es ihnen eigentlich ginge. Trotz einer gewissen Berechtigung stoßen solche Beeinflussungsversuche regelmäßig auf taube Ohren.

Nicht bedacht wird, dass die mehr oder weniger indirekt vorgetragenen Appelle zur Entwicklung einer größeren Dankbarkeit von den Schülern gar nicht verstanden werden können. Zum einen geht es ihnen subjektiv überhaupt nicht gut und zum anderen reicht ihre Vorstellungskraft für eine lebhaftere Vergegenwärtigung des Schicksals der in anderen Ländern ausgebeuteten Kinder nicht aus.

Bei den allermeisten Unterschichtschülern kommt schließlich – wie im gesamten Unterricht – das Nichtverstehen zahlreicher Begriffe und Wendungen hinzu. Die Sprache der Lehrer ist die Sprache einer anderen gesellschaftlichen Schicht, so dass selbst diejenigen Lehrer, die sich bewusst um eine einfache Wortwahl bemühen, nur teilweise verstanden werden.

Beinahe automatisch beklagen sich die Lehrer über den schlechten Zustand der Schulmaterialien, wenn wieder einmal etwas fehlt oder nicht so sauber aussieht. Hinweise auf die Zerstörungswut der noch nicht schulpflichtigen Geschwister oder auf das Nichtvorhandensein eigener Arbeits- und Aufbewahrungsplätze werden nach einigen Wiederholungen meistens nicht mehr akzeptiert.

Als ob der gewünschte Umgang mit den Schulmaterialien nicht schon schwierig genug wäre, bekommt man dann auch noch in den meisten Fächern lose Arbeitsblätter in die Hand gedrückt, bei denen oft nicht klar ist, zu welcher Mappe/welchem Ordner sie eigentlich gehören. Wer das Ablagesystem nicht schon im Laufe des 1. Schuljahres verstanden und befolgt hat, kann in den nachfolgenden Jahren nicht darauf hoffen, den kontinuierlich ansteigenden Arbeitsblattmengen jemals Herr werden zu können.

Aus Sicht der Unterschichtkinder entspricht keine der heute üblichen Sitzordnungen auch nur annähernd ihren Bedürfnissen. Obwohl sie sich selbst oft distanzlos verhalten, hassen sie zu große Nähe oder zufällige Berührungen (Gruppentische) und können schnell wild werden, wenn sie sich den Blicken eines Mitschülers ausgesetzt fühlen (Hufeisenform).

Da in Anbetracht der für die großen Klassen stets zu kleinen Räume eine weitläufigere Sitzverteilung auch nicht möglich ist, kommt es gar nicht so selten vor, dass sich die sozial gestörten Schüler in eine Ecke verkriechen und aus dieser vergleichsweise sicheren Position heraus die Klasse im Auge behalten.

## **4. Vergleiche aus kindlicher Sicht**

### **4.1 Lebensbedingungen**

Die hier angestellten Überlegungen gehen von einer fiktiven Entscheidungssituation aus. Danach wird angenommen, dass einem unter den heutigen Bedingungen aufwachsenden Unterschichtkind die Wahl zwischen einem Leben in der Nachkriegszeit und einem Leben in der Jetztzeit gegeben ist. Dabei kann Armut als solche kein Thema sein, da diese die Funktion einer Vergleichsgrundlage erfüllt.

Wichtig sind deshalb die unterschiedlichen Erscheinungsformen. Überwiegend schlecht schneiden die aus heutiger Sicht wenig attraktiven Spiel- und Freizeitmöglichkeiten der Nachkriegskinder ab. Selbst einem nicht gerade verwöhnten Unterschichtkind ist es ein Rätsel, wie es den damals lebenden Kindern gelingen konnte, ihre Freizeit ohne Inanspruchnahme elektronischer Medien zu verbringen. Und auch der Vorteil der früher größeren Spielflächen relativiert sich, wenn man den Mut hat, Vorschriften zu missachten.

Schon ganz anders sieht es im Zusammenhang mit der Ernährung aus. Vielleicht mit Ausnahme des ziemlich ungewohnten Frühstücks ist die Vorstellung, den ganzen Monat lang regelmäßig mit Essen versorgt zu werden, für die Mehrzahl der Unterschichtkinder äußerst verlockend. Auch die damals übliche Eintönigkeit stellt keine wirkliche Abschreckung dar, so lange es vor allem an der Menge nichts auszusetzen gibt. Außerdem unterscheidet sich das beschränkte Nahrungsangebot der Nachkriegszeit nicht sehr von den eigenen häuslichen Erfahrungen.

Die Wohnungssituation spricht wiederum mehr für die Jetztzeit, da die heutigen Wohnungen durchgängig komfortabler ausgestattet sind (Heizung, Dusche, Waschmaschine). Der unterschiedliche Umgang mit den Wohnungen (Verwahrlosung contra Pflege) ist so lange kein ausschlaggebendes Argument, so lange ein Unterschichtkind – oft einschließlich seiner eigenen Schule – keine überzeugenden Alternativen kennen gelernt hat.

Auch die Abwesenheit von Lärm ist nicht so ohne weiteres vorstellbar. Zu den heutzutage überall anzutreffenden Lärmquellen gehören die zahlreichen elektronischen Medien ebenso wie der fast unablässig fließende Verkehr. Dabei ist vielfach nicht bekannt, dass die bei Unterschichtkindern häufig anzutreffenden Schlafstörungen nicht zuletzt auf die oftmals straßenseitig untergebrachten Bettstellen zurückzuführen sind. Wesentlich bekannter ist die durch Kopfhörer verursachte Schwerhörigkeit, die allerdings von den betroffenen bzw. gefährdeten Kindern strikt geleugnet wird.

Kindliche Statussymbole (Kleidung und technisches Spielzeug) sind heutzutage so allgegenwärtig, dass sich ein Unterschichtkind nicht so ohne weiteres davon lösen kann. Der Wegfall des Konkurrenzdenkens verspricht zwar Entlastung, ist aber nicht mächtig genug, um die heimlichen Sehnsüchte ganz auszulöschen. Dabei ist speziell die für Mädchen gegebene Konkurrenzsituation (Schlankheit und Schönheit) mittlerweile so tief verankert, dass eine diesbezügliche Befreiung einem Identitätsverlust gleichkäme.

Als eine echte Erleichterung könnte sich die Umgestaltung der in Schulen durchgeführten Geburtstagsfeiern herausstellen. Dabei geht es vor allem um die Abschaffung des faktischen Zwangs zum Verteilen von Kuchen und/oder Süßigkeiten, während es bei der dem Geburtstagskind geltenden Aufmerksamkeit vermutlich bleiben darf.

Wünschenswert und Furcht erregend zugleich ist die Aussicht auf ein Verschwinden der Sonderschulen. Ein Unterschichtkind kann einer solchen Entwicklung nur dann vorbehaltlos zustimmen, wenn sichergestellt ist, dass auch wirklich keine Trennung von den Kumpels erfolgt. Noch eindeutiger wird das Votum ausfallen, wenn es sich bei der neuen Schule um ein gut überschaubares Gebäude handelt.

Interessanterweise handelt es sich hierbei um ein gemeinsames Merkmal der Nachkriegs- und Sonderschulen. Die bei allen Kindern vorhandenen Wünsche nach Nähe und Geborgenheit führen zu dem seinerzeit vorherrschenden Zusammengehörigkeitsgefühl, das sich aus dem Wissen um die nun einmal vorhandene Schicksalsgemeinschaft ergab. Auch ein Unterschichtkind kennt dieses Gefühl, allerdings nur im Rahmen seiner eigenen Klasse. Was fehlt, ist das Gefühl einer Zugehörigkeit zur gesamten Gesellschaft oder – anders ausgedrückt – das Gefühl, nicht länger ausgestoßen zu sein.

Ähnlich erstrebenswert wie das Zusammengehörigkeitsgefühl ist die Vorstellung, sich auf andere Menschen verlassen zu können. Zwar entsprang die in der Nachkriegszeit übliche elterliche Fürsorge auch nicht immer einer liebevollen Einstellung zu den eigenen Kindern, ging aber in jedem Fall weit über das hinaus, was einem heutigen Unterschichtkind geboten wird (Beispiele in schulischer Hinsicht: Hilfe bei den Hausaufgaben oder Bereitstellung der erforderlichen Arbeitsmittel).

Mit den ebenfalls Sicherheit vermittelnden Regeln und Ritualen kann ein schon aus dem Tritt geratenes Unterschichtkind nicht mehr viel anfangen. Ganz im Gegenteil ist eine bewusste Ablehnung zu erwarten, da Regeln und Rituale fast nur noch als Belastung und nicht mehr als Hilfe empfunden werden. Deshalb wird auch das für derartige Maßnahmen stehende Unterstützungspersonal eher abgelehnt. Als besonders lästig werden jene (vor allem im häuslichen Umfeld wirkende) Helfer empfunden, die bezüglich der richtigen Lebensgestaltung immer alles besser wissen wollen.

## **4.2 Verhaltensweisen**

Die Bereitschaft, vorhandene Freizeit gemeinsam mit den Kindern zu verbringen, hat bei den heutigen Unterschichteltern dramatisch abgenommen. Aber es fällt doch auf, dass sich schon die Nachkriegseltern lieber Fernsehsendungen anschauten als sich mit ihren Kindern zu beschäftigen. Dabei dürfte der damals noch begrenzte Fernsehkonsum eher eine Folge des seinerzeit begrenzten Angebotes (1 Fernsehprogramm mit einigen Sendestunden pro Tag) als das Ergebnis einer bewussten Entscheidung für eine weitgehende Aufrechterhaltung des familiären Zusammenseins gewesen sein.

Das vermeintliche Recht, Kinder durch Prügel „erziehen“ zu dürfen, wird – mit Ausnahme der Schulen – noch immer von vielen Eltern ausgeübt. In dieser Hinsicht kann es einem Unterschichtkind egal sein, in welcher Ära es aufwächst. Nicht einmal die in der Schule erlebte Gewaltfreiheit spricht eindeutig für die Jetztzeit, da das gleichzeitige Erleben von elterlicher Gewalt und schulischem Gewaltverzicht eine ganz eigene Belastung darstellen kann.

Kinder von Unterschichteltern erleben meistens schon früh, dass die aus ihrem Umfeld stammenden Erwachsenen auch in der Öffentlichkeit (Ämter, Behörden) zu Handgreiflichkeiten neigen, weshalb sie sich dezentere Verhaltensweisen zur Durchsetzung oder Verteidigung eigener Interessen kaum vorstellen können.

Ohnehin ist ihnen das in der Nachkriegszeit vorherrschende Obrigkeitsdenken völlig fremd. Dafür wissen die Unterschichtkinder sehr genau, was Mobbing ist, da sie dieses Verhalten sowohl in der Opfer- als auch in der Täterrolle erlebt haben. Klar ist auch, dass sie ohne Aussicht auf eine dauerhaft positive Verbesserung ihrer Lebenswelt nicht bereit sein werden, auf die Mobbing-Option zu verzichten. Nicht zufällig ist das Wort Respekt ein besonders häufig gebrauchtes Wort der Unterschichtkinder. Wer glaubt, dass nur aggressives Verhalten zu einem Respektiertwerden führt, gibt dieses zu Ansehen und Macht verhelfende Instrument nicht so leicht freiwillig aus der Hand.

Den Unterschichtkindern wird oft vorgeworfen, dass sie über keinerlei sozialverträgliche Eigenschaften verfügen (Zuverlässigkeit, Pflichtbewusstsein, Pünktlichkeit etc.). Da sie diese aber nicht wie die Kinder der Nachkriegszeit mit der Muttermilch aufgesogen haben, werden sie es als schwierig und sinnlos zugleich empfinden, diese nachträglich zu erlernen. Außerdem haben die Unterschichtkinder schon früh Taktiken zur Umgehung der aus der fehlenden Sozialkompetenz resultierenden Folgen entwickelt, indem sie z.B. alles abstreiten.

Die in beiden Zeitabschnitten vorhandene Realitätsflucht der Erwachsenen ist – wenn überhaupt – nur von älteren Kindern zu durchschauen, da es sich hierbei um qualitativ und quantitativ höchst unterschiedliche Phänomene handelt. In der Nachkriegszeit stand die hartnäckige Verleugnung der individuellen historischen Schuld im (allerdings nicht wahrnehmbaren) Vordergrund, während es in der Jetztzeit hauptsächlich um den Wunsch nach Betäubung der inneren Leere geht.

Für ein in genau dieser Misere steckendes Unterschichtkind kommen theoretische Alternativen gar nicht erst in Frage. Eine gewisse Wahlfreiheit besteht lediglich hinsichtlich der individuell bevorzugten Fluchtmittel (Alkohol, Drogen, mediale Betäubung), wobei nicht selten gleich alle Wege ausprobiert und mit einem gemeinschaftlichen Rumhängen kombiniert werden.

Ebenso undenkbar ist ein Verzicht auf die in der Nachkriegszeit höchstens andeutungsweise praktizierten kindlichen Verweigerungsstrategien. Angesichts der schon früh zerstörten Chance zum Aufbau eines stabilen Selbstbewusstseins geht es einem heutigen Unterschichtkind schon längst nicht mehr nur darum, die Erwachsenen ein bisschen ärgern zu wollen. Das heute vorherrschende Ziel besteht in dem (oftmals erfolgreichen) Versuch, die Erwachsenen spüren zu lassen, dass auch sie nicht allmächtig sind.

Zu den überwiegend individuell geprägten Verhaltensweisen von Lehrern wird sich ein Unterschichtkind kaum verallgemeinernd äußern können und für eine Beurteilung der zeittypischen Komponenten fehlt ihm die Kenntnis der geschichtlichen Hintergründe. Lediglich die früher noch möglichen privaten Kontakte können ein Argument für die weit zurückliegenden Zeiten sein, aber das setzt ein eigenes Interesse an derartigen Begegnungen voraus, das (einschließlich der Lehrer und besser situierten Mitschüler) heute weitgehend nicht mehr gegeben ist.

Zusammenfassend dürfte ein heutiges Unterschichtkind wohl kaum an einer kompletten Rückversetzung in nachkriegsähnliche Zustände interessiert sein. Das zeigen auch die mit extrem verhaltensauffälligen Jugendlichen durchgeführten Heilungsversuche, zu denen ein längerfristiger Aufenthalt in Dörfern vorindustriellen Zuschnitts gehörte. (In den meisten Fällen kamen allerdings auch noch Sprachprobleme hinzu, da es hierzulande kaum noch Dörfer ohne jeden Komfort gibt.)

Dennoch hat die fiktive Entscheidungssituation dazu beigetragen, sowohl alte als auch neue Denkmuster in Frage zu stellen. Und darin liegt der eigentliche Wert dieser in mehrfacher Hinsicht ungewöhnlichen Herangehensweise: Die Verbindung des kindlichen Blickwinkels mit einer historischen Komponente kann zur Aufdeckung von Vorurteilen führen, die auf beiden Seiten des politischen Spektrums als Handlungsanleitungen dienen.

## 5. Auswertung aus Sicht eines Erwachsenen

## 5.1 Erziehungsmythen

Der Begriff Mythen soll andeuten, dass es sich bei den anschließend vorgestellten Erziehungs- und Fördervorstellungen um Überzeugungen handelt, an denen gebetsmühlenartig (noch immer) festgehalten wird. Mithin geht es an dieser Stelle um den Versuch, die Berechtigung derartiger Glaubenssätze zu überprüfen.

Abgesehen von einer längerfristigen Unterbrechung in den 70er und 80er Jahren ist die im öffentlichen Verständnis vorhandene Überzeugung, dass Prügelstrafen zu einer erfolgreichen Erziehung einfach dazugehören, nie überwunden worden. Ganz im Gegenteil werden jetzt die dazwischen liegenden Jahre angeklagt: Hätte es im Gefolge der 68er die Einführung neuartiger Erziehungsstile (laisser-faire und antiautoritär) nicht gegeben, sähe es mit der heutigen Jugend weitaus besser aus. (Nur der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass – entgegen hartnäckiger Vorurteile – laissez-faire und antiautoritär nicht identisch sind.)

Alle Überlegungen, die dieses Weltbild erschüttern könnten, werden systematisch ausgeblendet. Um nur einige Beispiele zu nennen: Träger der 68er-Bewegung waren ausnahmslos Angehörige einer durchgeprügelten Generation. Sie waren es auch, die mit einer übergroßen Angst vor der Staatsgewalt (repräsentiert durch die Polizei) aufgewachsen sind. Wenn also überhaupt eine Lehre aus dem in der Nachkriegszeit vorherrschenden Erziehungsstil gezogen werden kann, dann wohl doch die, dass Gewalt Gegengewalt erzeugt.

Meines Erachtens besonders infam ist die (schon namentlich gegebene) Verunglimpfung der „Kuschelpädagogik“ als leistungshemmende Zuwendungsform. Auch hier kommt es zu systematischen Ausblendungen. So wird zwar registriert, dass die Leseleistungen in den unteren Klassen regelmäßig am höchsten sind, aber der Zusammenhang mit der gerade hier gelebten „Kuschelpädagogik“ wird (bewusst?) nicht hergestellt.

Gute Leistungen in der Grundschule sind natürlich auch eine Folge des hier weitgehend noch gegebenen gemeinsamen Unterrichts. Wie angesichts dieses Faktums eine Bestätigung des deutschen Selektionskurses aus den Untersuchungsergebnissen von PISA und Co. herausgelesen werden kann, ist schwer nachvollziehbar.

Ebenso unreflektiert ist die Behauptung, dass die derzeitigen Disziplinprobleme ein direktes Resultat der auf eine Respektierung des Kindes bedachten Unterrichts- und Erziehungsmethoden seien. Realistischer ist eine umgekehrte Betrachtungsweise: Aggressive Verhaltensweisen sind nicht aus der Schule heraus entstanden, sondern in die Schulen hineingetragen worden. Auch der Hinweis auf die seinerzeit angeblich falsch erzogenen Eltern erbringt keine

Bestätigung der für mehr Zucht und Ordnung plädierenden Fraktion. Schließlich handelt es sich bei den hoch aggressiven Schülern in aller Regel nicht um die Söhne und Töchter „weich“ erziehender Eltern, sondern um die unter erbärmlichen Bedingungen aufwachsenden Kinder der Unterschicht.

Mit anderen Worten haben wir es in Wirklichkeit mit den Folgen eines riesigen gesellschaftlichen Problems zu tun, dessen Entstehung mehr oder weniger gleichgültig hingenommen wurde. Und jetzt, wo das Problem unübersehbar da ist, sollen es die Schulen richten, indem von den Lehrern erwartet wird, dass sie sich einerseits übermäßig engagieren und sich andererseits von den angeblichen Erziehungsfehlern der Vergangenheit distanzieren.

Der unausgesprochen dahinter stehende Gedanke lautet: Damit die Kinder wieder parieren lernen, wäre es am besten, die Prügelstrafe in Schulen erneut einzuführen. Von den diesem heimlichen Wunsch widersprechenden Argumenten sollen hier nur zwei erwähnt werden: Zum einen muss ein derartig erzwungenes Wohlverhalten immer mit aggressiven Ausbrüchen in anderen Bereichen ‚bezahlt‘ werden und zum anderen haben wir es heutzutage mit einer Unterschicht zu tun, die so gänzlich ohne Perspektiven lebt, dass sich bei den Angehörigen dieser Schicht ein als Druckverstärkung wirkendes Obrigkeitsdenken gar nicht erst entwickeln konnte.

Natürlich wissen auch die Vertreter der Hau-drauf-Fraktion, dass sich das schulische Rad nicht so ohne weiteres zurückdrehen lässt. Vielleicht deshalb setzen sie sich sehr intensiv für eine Beibehaltung oder gar Verschärfung der noch vorhandenen schulischen Druckmittel ein. In gewisser Weise zählt hierzu auch die Selektion, obwohl sie den schulisch ohnehin immer schlecht dastehenden Unterschichtkindern keine Angst mehr einflößt. Vielfach unbemerkt ist es dadurch zu dem so sicherlich nicht gewollten Effekt gekommen, dass sich beinahe ausschließlich die besser situierten Schüler vor dem schulischen Auslesemechanismus fürchten (müssen).

Befördert wird das soeben konstatierte Desinteresse der Schulversager durch einen reichlich beliebigen Umgang mit den Arbeitsergebnissen. Den Lehrern bleibt kaum Zeit für eine regelmäßige und gründliche Kontrolle aller (Haus-)Aufgaben, und das Lose-Blatt-System ermuntert auch nicht gerade zu einer kontinuierlichen Beschäftigung mit den Unterrichtsinhalten. Aber auch in diesem Zusammenhang wird an Stelle einer selbstkritischen Auseinandersetzung lieber auf die Versäumnisse anderer verwiesen.

Überhaupt fällt auf, dass nicht nur die Vertreter der harten Linie gern mit dem Finger auf andere Verantwortliche zeigen. Vielleicht hängt dieses Phänomen mit der ziemlich weit verbreiteten Bereitschaft zur Verleugnung unangenehmer Wahrheiten zusammen. Dazu gehört die Tatsache, dass die (ungeliebte) Unterschicht das Verhalten der anderen gesellschaftlichen Gruppen recht deutlich spiegelt. Um nur einige Beispiele zu nennen: Hüben wie drüben gibt es Konsumfixierung, Ellbogenmentalität, Wegwerfmentalität, Orientierungslosigkeit, Drogenmissbrauch und Mobbing. Zeitgleich mit dem Anstieg des Armutrisikos ist es auch schon zu direkten Anleihen bei der Unterschicht gekommen (Beispiel: weitgehend regelfreie Box- und Ringkämpfe in Käfigen).

Alles in allem leben wir nicht in einer vorbildlichen Gesellschaft mit klaren Wertvorstellungen und guten Sitten. Symptomatisch für eine desorientierte Gesellschaft sind die vielen Entgrenzungen, die zunehmend auch unser tägliches Leben bestimmen und entweder auf eine Erhöhung unserer Konsumrate (z.B. verlängerte Ladenschluss- und Sendezeiten) oder auf eine umfassende Verfügbarkeit der Arbeitskräfte (z.B. Orts- und Arbeitszeitwechsel) hinauslaufen.

Vor diesem Hintergrund ist es schon bemerkenswert, dass im Schul- und Hochschulbereich mit der Einführung von immer mehr Begrenzungen der umgekehrte Weg gegangen werden soll. Hierbei handelt es sich allerdings keineswegs um den Versuch einer kompensatorisch gemeinten Gegensteuerung, sondern einfach nur um die Erfüllung des aus der Wirtschaft kommenden Wunsches nach einer schnelleren beruflichen Verwertbarkeit der (Aus-)Bildungsinhalte.

## **5.2 Fördermythen**

Zu den relativ neu aufgekommenen Fördermythen gehört die Vorstellung, dass gezieltere Bildungsbemühungen sogar den benachteiligten Schülern zu einem relativ sicheren Arbeitsplatz verhelfen. Aus eigener Erfahrung kann berichtet werden, dass diejenigen, die von dieser Wechselwirkung zutiefst überzeugt sind, im Umkehrschluss auch glauben, dass gescheiterte Bewerbungen auf fehlerhafte Strategien des individuellen Bewerbers zurückzuführen sind.

Um nicht missverstanden zu werden: Weil eine verbesserte (Aus-)Bildung keine Arbeitsplätze schaffen kann, heißt das noch lange nicht, dass alle diesbezüglichen Anstrengungen aufgegeben werden sollten. Schließlich ist – was heutzutage gern vergessen wird – Bildung ein Wert an sich und wenn diese dann auch noch praxisnah vermittelt wird (vgl. alle Formen von Produktionsschulen mit wöchentlich 3 Praxis- und 2 Unterrichtstagen) können auch die benachteiligten Schüler davon profitieren.

Umso verwunderlicher ist es, dass die Praxisorientierung erst dann einsetzt, wenn etliche Schüler/innen schon in den Brunnen gefallen sind. Und auch die enorme Zersplitterung des Berufsfördermarktes dürfte für die besonders darauf angewiesenen Jugendlichen nicht gerade hilfreich sein. Ein aus der eingangs geschilderten Beschäftigungsgläubigkeit abgeleiteter Mythos zielt auf die integrationsstiftende Wirkung von Bildung ab. Die dahinter stehende Überlegung dürfte lauten: mehr Bildung = mehr Jobchancen = mehr Integration. Nun mag es ja sein, dass es selbst in einer krisenhaften Zeit wie dieser freie Arbeitsstellen gibt, die nur wegen der mangelnden Qualifikation der Bewerber/innen nicht besetzt werden. Aber das heißt noch lange nicht, dass jeder Arbeitgeber freudig zugreift, wenn es sich bei dem (nach)qualifizierten Jugendlichen um einen ausländischen oder behinderten Jugendlichen handelt.

Unter der Voraussetzung eines nachweisbaren Abschlusses dürfte noch am ehesten der aus der Unterschicht kommende, aber deutschstämmige Jugendliche eine Chance auf eine Anstellung haben. Andererseits ist die Wahrscheinlichkeit für das Zustandekommen eines solchen Beschäftigungsverhältnisses schon allein wegen der begrenzten Qualifizierungsnachfrage nicht besonders groß.

Zur Erläuterung des hier gemeinten Zusammenhangs soll ausnahmsweise ein konkretes (allerdings nicht aus dem Schulbereich stammendes) Beispiel etwas ausführlicher dargestellt werden: Am Rande einer deutschen Kleinstadt hatten sich Sinti und Roma so beharrlich angesiedelt, dass die Stadtväter den Bau einer nur für diese Bevölkerungsgruppe gedachten Siedlung (!) beschlossen. Zur Beschwichtigung der politischen Gegner wurde dieses Vorhaben mit einem gesellschaftspolitisch gedachten Anreiz verbunden, der im Weglassen der Badezimmer bestand. Man hoffte allerdings vergeblich, dass sich Sinti und Roma von fehlenden Badezimmern bewegen ließen, einen sich assimilierenden gesellschaftlichen Aufstieg zu versuchen.

Wer darüber die Nase rümpft, sollte bedenken, was in einem Menschen vorgeht, der in der unterschiedlichsten Art und Weise – wie das auch bei den Schülern der Unterschicht der Fall ist – immer wieder zu spüren bekommt, dass er von den Geldern anderer lebt, nichts kann, nichts hat, nichts ist und auch nie etwas werden wird. (Vgl. dazu den erst kürzlich veröffentlichten Neun-Länder-Vergleich des British Council, wonach 44% der deutschen Schüler angegeben haben, dass Mitschüler wegen Unterschieden bei „Geld und Wohlstand“ gemobbt würden.)



Der überwiegenden Integrationsunwilligkeit der Unterschicht stehen die oft noch weitergehenden (Beispiel Behinderte) Integrationsvorbehalte der anderen gesellschaftlichen Gruppen gegenüber. Solange dieser Graben nicht zugeschüttet werden kann, ist die beste Integrationsmaßnahme noch immer die Integration selbst, wobei die Verständnis fördernde Wirkung durch die in der UN-Charta („Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen“) eigentlich auch für Deutschland vorgeschriebene Inklusion noch verbessert werden könnte.

Ebenso halbherzig wie die Umsetzung des Inklusionsgebots erfolgt die – vor allem nach Amokläufen immer wieder versprochene – Einstellung zusätzlichen Personals. Noch nie ist eine überall wirklich ausreichende Aufstockung erfolgt. Erschwerend kommt hinzu, dass das zusätzlich eingestellte Personal häufig wechselt und/oder unterqualifiziert ist und somit den beziehungsgestörten Schülern nicht das bieten kann, was sie am dringendsten benötigen.

Vor allem in diesem Zusammenhang ist in den vorangegangenen Ausführungen deutlich geworden, dass guter Wille allein nicht ausreicht. Wenn das Wissen um Art, Ausmaß und Hintergründe der entwicklungshemmenden Nöte der besonders förderbedürftigen Schüler fehlt, kommt jede weit ‚vom Schuss‘ erdachte Maßnahme einem Stochern im Nebel gleich.

Zu den Uralt-Fördermythen gehört die Vorstellung, dass Schüler mit besonderem Förderbedarf am besten in den Sonderschulen (neuerdings Förderschulen) aufgehoben sind. Zur Erinnerung: In der weitgehend sonderschulfreien Nachkriegszeit war integrative Beschulung – zumindest während der ersten Schulbesuchsjahre - eine Selbstverständlichkeit und führte bei vielen der in der einen oder anderen Art behinderten Schüler/innen dazu, dass sie später ein ganz normales Leben führen konnten. Mit dem Anstieg der Sonderschuleinrichtungen kam eine böse, aber realitätsnahe Definition eines Sonderschülers auf. Danach war ein Sonderschüler ein Schüler, der das Pech hatte, in einem Ort zu leben, in dem es eine Sonderschule gab. Diese, institutionelle Definition zeigt, dass vielen Menschen die Fragwürdigkeit einer gesonderten Beschulung von Anfang an bewusst war.

Befürworter des Sonderschulwesens verweisen auf das in Regelschulen nicht vorhandene Spezialwissen und/oder auf die dort nicht vorhandenen Spezialapparaturen. Diese Hinweise haben in der gegenwärtigen Situation ihre Berechtigung, aber das muss ja nicht heißen, dass es sich hierbei um eine unumkehrbare Entwicklung handelt.

Grundsätzlich bedeutsamer ist der Hinweis, dass sich die Sonderschüler in ihren jeweiligen peer-groups oftmals wohler fühlen. Vor allem im Hinblick auf das in Regelschulen immer wieder erlebte Gefühl des Ausgestoßenseins ist der den Sonderschulen zugesprochene Wohlfühleffekt durchaus glaubhaft. Die Frage ist, ob derartige Funktionen – wie in Deutschland üblich – ein Schulleben lang erforderlich sind. Dass sie überhaupt erforderlich sein können, liegt an den vielen erbarmungslosen Facetten unserer Gesellschaft. Hieraus darf aber nicht (wie es gerade in den auf die geistige Entwicklung spezialisierten Schulen oft noch der Fall ist) der Schluss gezogen werden, die Schüler in besonderem Maße durch die Schaffung einer hermetisch abgeriegelten heilen Schulwelt schützen zu müssen. Ein solches Vorgehen erzeugt Angst vor unbekanntem Lebensbereichen und führt automatisch zu einer Einweisung in die Werkstätten.

Ein wieder neuerer Fördermythos besagt, dass die Einführung von Frühpädagogik die beste aller bisherigen Fördermaßnahmen sei. Hinsichtlich des Zeitpunktes trifft diese Aussage sicherlich zu, aber dennoch fallen zwei fehlende Weichenstellungen sofort auf: Zum einen ist nicht geplant, das hierfür zuständige Personal endlich angemessen zu entlohnen und zum

anderen laufen auch die spielerisch dargebotenen Förderinhalte auf eine reine Wissensvermittlung hinaus. Mit anderen Worten wird dem emotionalen Förderbedarf wieder einmal nicht ausreichend Rechnung getragen, obwohl gerade zu diesem Zeitpunkt noch so einiges erreicht

werden könnte, was die später anfallenden hohen Reparaturkosten deutlich schrumpfen ließe.

Wenn man bedenkt, dass emotional stabilisierte Kinder auch besser lernen können, stellt sich immer wieder die Frage, weshalb ausgerechnet die psychisch orientierten Unterstützungsangebote den Schülern weitgehend vorenthalten werden. Nach den hier angestellten Vergleichen dürfte dieser Mangel nicht nur auf das spezifisch deutsche Rollenverständnis von Schule zurückzuführen sein, sondern auch darauf, dass die im Vergleich zur Nachkriegszeit völlig andersartigen Entwicklungsbedingungen vielfach noch nicht in ihrer vollen Tragweite erkannt worden sind.

Es wird zwar registriert, dass Reizüberflutung und Realitätsverlust mittlerweile an der Tagesordnung sind, aber das ist nicht die ganze Wahrheit. Um es schlicht und einfach auszudrücken: In dem hier gewählten Vergleichszeitraum war das Schulleben noch nie so sehr von Hass und Intoleranz geprägt wie heute.

Und noch etwas wird bei den herkömmlichen Förderbemühungen systematisch übersehen oder auch verdrängt: Im Vergleich zur Nachkriegsjugend wachsen die heutigen Schüler mit dem Wissen um eine tatsächliche oder immerhin doch mögliche Perspektivlosigkeit auf. In diesem Zusammenhang wäre eine Vorbereitung auf ein trotz Arbeitslosigkeit erfülltes Leben angebracht, aber gerade dieser Gedanke wird oft noch mit Abscheu zurückgewiesen.

## 6. Zusammenfassung und Ausblick

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass zahlreiche schulpolitische Weichenstellungen (ob nun mit oder ohne Fördercharakter) den Bedürfnissen der heute lebenden Schüler/innen nicht gerecht werden. Zu den vielen hierfür in Frage kommenden Gründen gehört die unzureichende Beachtung der im Vergleich zur Nachkriegszeit völlig andersartigen Entwicklungsbedingungen. Eingeschränkte Blickwinkel haben zur Folge, dass Unzulänglichkeiten zwar gespürt, aber nicht adäquat abgebaut werden. Neben den allseits bekannten Mängeln (chronische Unterfinanzierung, Klassengrößen, Lehrermangel etc.) ist vor allem die weitgehende Nichtbeachtung der emotionalen Bedürfnisse hervorzuheben.

Ebenso kurzsichtig ist der in Deutschland nach wie vor verbreitete Widerstand gegen die integrative Beschulung. Dabei könnten auf diesem Wege nicht nur etliche Probleme auf einmal, sondern sogar auch noch relativ kostengünstig gelöst werden.

Wenn aber nicht einmal der letztgenannte Punkt einen Integrationsschub auszulösen vermag, darf das Vorhandensein ideologischer Gründe angenommen werden. Die mittlerweile um sich greifende Abschaffung der Hauptschulen beweist nicht das Gegenteil. Schließlich erfolgt die Verschmelzung von Haupt- und Realschulen in der Regel nicht aus innerer Überzeugung, sondern aus praktischen Erwägungen.

Umso offener zeigen sich die deutschen Bildungspolitiker für die aus der Wirtschaft an sie herangetragenen Forderungen. Zwei Kennzeichen fallen in diesem Zusammenhang besonders auf: Zum einen der sich stetig erhöhende (in Schulen und Hochschulen gleichermaßen

anzutreffende) Zeitdruck und zum anderen das immer häufigere Auftauchen von Sponsoren, wobei es längst nicht mehr nur um Kleckerbeträge geht.

Wenn man sich als Computerbenutzer lange genug durchklickt, kann man erfahren, dass mittlerweile alle bedeutenderen Schulprojekte und -preise mit Geldern aus der Wirtschaft (co-)finanziert werden. Und das gilt nicht nur für Deutschland. In diesem Zusammenhang besonders pikant ist das frühere Engagement von Deutsche Bank New York, Goldman Sachs und Merrill Lynch im Rahmen der zum Thema „Global Classrooms“ alljährlich durchgeführten Model UN Conference.

In Deutschland schon etwas bekannter sind die Bemühungen des Bertelsmann- Konzerns, im Schulbereich festen Fuß zu fassen. Aber z.B. auch die Ernst Klett AG will nicht ganz abseits stehen und bemüht sich um einen in eigener Regie durchgeführten Ausbau der Erwachsenenbildung und zwar nicht nur mit eigenen Büchern, sondern auch mit eigenen Gebäuden. Selbst die darauf abzielende Geldbeschaffung erfolgt mehr oder weniger eigenständig. Die als „Bildungswertpapier II“ bezeichnete Anleihe bietet momentan 7% Zinsen und kann sogar direkt (d.h. unter Umgehung der Bank/en) beim Verlag gezeichnet werden.

© Das vorliegende Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt. Zitate sind als solche zu kennzeichnen.